



Sonnenabend, am 10. April 1830.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Hell.]

Die Moosrose und die Lilie.

Als der Heiland unter tausend Schmerzen
Nach dem Nichtplatz seine Bürde trug,
Floß das Blut; doch in dem treuen Herzen
Segnet er den Schergen, der ihn schlug.

Zwar er fühlet noch die Geißelhiebe,
Aber denket auch des Thränenblicks,
Den der Römer, voll vom Mitleidtriebe,
Ihm geweiht ob seines Mißgeschicks.

Aus dem Blute sproßte eine Rose,
Lieblich duftend unter seinem Fuß,
Barg bescheiden sich im zarten Moose,
Das sich beugte, wie zum Scheidegruß.

Doch die Thränen sammelte ein Engel,
Von Jehovahs Throne hergesandt,
Und sie wandeln sich zum Lilienstengel
In des Lichtgebornen heil'ger Hand.

Als der Heiland unter Segenrufen
In des Himmelslichtes Reich sich hob,
Leuchtet herrlich er zu seinen Füßen —
Und der Römer preiset Christi Lob.

Ludwig Jeschar.

Lebensrettung aus furchtbarer Todesgefahr.

(Fortsetzung.)

Diese letztere Betrachtung schien Eindruck auf die Bande zu machen, und schon fing ich an zu hoffen, man werde dennoch meines Lebens schonen, als das schnelle Herbeisprengen eines Rosses ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. In dem Augenblicke kam der Hauptmann, auf welchen die Räuber warteten.

„Hollah! — rief er, als er ansprengte — vamos, pronto! (Geschwind, daß wir fortkommen!) Das verwünschte Feuern hat die Soldaten herausgebracht!“

„Hier ist noch einer von den Engländern am Leben, — sagte einer von der Bande — was sollen wir mit ihm anfangen?“

O! dieser Augenblick! Wie schlug mein Herz, als ich meine Augen von einem Räuber zum andern wendete, um eine Spur von mitleidigem Gefühle zu entdecken. Aber ich begegnete nur grausamen Blicken, von denen jeder wie ein Dolch mir durch's Herz zu dringen schien.

„Am Leben?! — wiederholte der Hauptmann voll Verwunderung und stieg von seinem Pferde ab — Wer ist es?“

„No sabemos!“ (Wir wissen es nicht.)

Ich sah, wie er zu mir schritt — ich sah ihm sein Waidmesser aus der Scheide reißen — er blieb einen Augenblick bei der Dienerin stehen, die an einen Baum gebunden war, und fragte sie zornig: ob ich mitgeschossen habe?

„Ja, Señor, ja!“ rief sie in der Angst und erschütterte von dem Blicke des Räubers.

„Ha! der co-jo!“ murrte er wild, sprang dann nach mir hin und stand im nächsten Augenblicke neben mir.

„Um Gottes willen, gebt mir Pardon!“ rief ich (Quartel por el amor de Dios!)

„Die Hölle soll Dir Pardon geben!“ schrie der Räuber und wollte mich vor die Brust stoßen. Ich versuchte aufzustehen, fiel aber aus Schwäche zurück und auf die Seite, wo ich Arme und Hände über der Brust kreuzte. In demselben Augenblicke knieete er auch schon auf meiner Schulter und das Waidmesser fuhr mir durch die rechte Hand tief in die Brust. Ich sah, wie er das Messer aus meiner Hand wieder herauszog — es flitterte mir vor den Augen — ein Strom Blutes ergoß sich, und dann stieß das mörderische Eisen wieder und abermal auf mich zu. Ich habe noch eine schwache Rückerinnerung, daß ich mich wehrte, aber dann war Alles dunkel und wirr um mich her — ich ward ohnmächtig.

Langes Unbewußtseyn ward nur von dumpfen Erinnerungen durchkreuzt, die wie Fieberträume des Irreseyns kamen und schwanden. Langsam nur und nach und nach erhielt ich die Besinnung wieder, aber es muß lange Zeit gedauert haben. Zuerst bligten sonderbare zerfließende Bilder von Licht und Dunkel vor meinem Geiste — dann eine wirre Erinnerung an furchtbare Gestalten, die mit mir kämpften und mich überwältigten und schauerliches Geschrei und Wehruufen, das zu meinen Ohren drang — ich fühlte eine schwere, bewältigende Empfindung mich niederdrücken, und dann war alles wieder Chaos und Finsterniß.

Wie es geschah, daß ich aus diesem Zustande der Bewußtlosigkeit wieder erwachte, kann ich mich nicht besinnen, und es reicht mein Gedächtniß nicht aus, die Veranlassung zu entdecken, wobei ich zuerst die Augen aufschlug, nur des wirren, leeren Seyns erinnere ich mich sehr wohl, in welchem ich um mich herstarrte. Es währte lange, ehe ich durch eine Art von Nebel dringen konnte, der Alles einzuhüllen schien. Endlich war ich nach und nach im Stande, die mich umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Ich blickte in die Höhe und sah einen dichten Körper über mir; meine Ideen waren aber noch so verwirrt, daß es lange dauerte, bis ich unterscheiden konnte, daß es der Wagen sey. — Indessen sah ich, als ich so reglos da lag, weiter um mich her und fand nun die Fichtenbäume heraus und die dunkeln Tiefen des Waldes. In dem Augenblicke leuchtete mir jener ganze furchtbare Auftritt wieder durch den Geist, und ich holte mühsam und schmerzlich Athem. Er schien fast ganz auszubleiben.

„Großer Gott! — rief ich bei mir selbst aus — was ist dieß für ein furchtbarer Schmerz!“ Denn zum erstenmale fühlte ich jetzt einen brennenden Durst, der

meinen Mund zu verbrennen schien, und meine Lippen bewegten sich krampfhaft, als wollten sie um Wasser flehen, aber die Zunge konnte keinen Laut hervorbringen. Ich versuchte, mich zu bewegen, war es aber nicht im Stande — es schien, als sey ich an den Boden gefesselt — Arme, Beine, Alles versagte mir den Dienst.

Vielleicht währte dieß nur einen Augenblick lang, mir kam es aber wie eine Stunde vor, während dessen ich nichts als den durchdringenden Schrei eines Geiers hörte, und da ich aus der Stille um mich her schloß, daß die Räuber fort seyn mußten, so versuchte ich wieder, zu sprechen, aber die Worte starben auf meinen Lippen und ich gab mich selbst der Verzweiflung hin. An nichts dachte ich als an den ungeheuern, glühenden Durst, der mich verzehrte. Da hörte ich ein Geräusch — ich lauschte — aber es war bloß das Rauschen eines Windzuges durch die Bäume. Als ich mich endlich im Stande fühlte, Worte hervorzustoßen, stöhnte ich in unverständlichen Tönen nach Wasser.

„Liebe Leute, — ächzte ich, und zwischen jedem Worte eine lange Pause — gute Leute — gebt — mir Wasser — um der heiligen — Jungfrau willen!“, — Kein Mensch antwortete. — „Ist denn — Niemand da — der mir Wasser schaffe?“ — stöhnte ich jammervoll weiter.

„Callate! (Still doch!) — flüsterte eine Stimme nahe bei mir — sie sind noch nicht fort!“

„Nein! das sind wir noch nicht!“ schrie Einer heftig darauf und drei Räuber sprangen hinter dem Wagen vor und fragten, wer geredet habe.

„Ich war's!“ entgegnete dieselbe Stimme, die mir zugeflüstert hatte, zu schweigen.

„Nein! es war ein Anderer! Sprich! Auf der Stelle sag's!“

„Es war einer von den Engländern, der noch röchelte.“

„Was? — schriecn sie — noch am Leben?! El co-jo tiene mas vidas que un gato!“ (Der Hund hat ein zäheres Leben als eine Kaze!)

Einer von ihnen trat nahe zu mir hin. Nach seiner drohenden Stellung glaubte ich, er wolle von neuem mich durchbohren, und ich flehte also stöhnend zu ihm hinauf, mir das Leben zu schenken. „Laßt mich sterben — ich kann ja nicht lange mehr leben; nehmt Alles — nehmt, was Ihr wollt! — bat ich stehend — O, laßt mich nur in Ruhe sterben!“

„Warum vertheidigtest Du Dich, verrückter Mensch?“

Ich antwortete nicht. — Einer fiel darauf schnell ein: „Du mußt noch irgendwo Dublonen haben! — Wo hast Du sie versteckt? — Wir wissen, daß Du mehr hattest — gesteh' — oder ich stoße Dich nieder!“

In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ich mein Gold und Silber in verschiedenen Theilen meines Gepäckes, damit in jedem Falle mir doch etwas gerettet werden möchte, unterbrachte, und so hatte ich unter andern 25 Dublonen in einem wollenen Reisefackel versteckt. Ich glaubte, daß die Bande vielleicht bei der Plünderung diese nicht gefunden habe. So gab ich ihnen denn zu verstehen, daß noch mehr Gold vorhanden sey.

„Wo? wo? — riefen sie eifrig — Adonde esta?“

„Schenk'et Ihr mir aber auch alsdann das Leben?“

„Si, si, si! — sagten die Räuber — Nur geschwind — wo ist das Gold?“

„Schwört mir bei der Madonna, daß Ihr mir das Leben schenken wollt.“

„Wir schwören!“

Ich sagte es ihnen nun. Sie gingen fort und fanden nach langem Suchen den Sack, über dessen Inhalt sie nun her fielen. Aber sie konnten kein Gold finden.

„Wo ist das Gold, Schurke? — Du hast uns betrogen!“ sagten sie drohend.

„Nein, nein! — stöhnte ich — Die Dublonen sind in einer Rolle.“

Sie fanden und nahmen sie, dann schwangen sie sich schnell in die Sättel und riefen mir „Adios!“ und „buen viage a las infiernos!“ (Glückliche Reise in die Hölle!) zu. Eiligst ritten sie hinweg und nicht lange wahrte es, so verschwanden die Töne des Hufschlags ihrer Rosse in der Ferne.

In etwas nun durch den Abmarsch dieser letzten Räuber wieder gestärkt, rief ich nach einer kurzen, ängstlichen Pause von neuem nach Wasser, um meinen brennenden Durst zu löschen. Nur mit Mühe konnte ich einige Worte hervorbringen, um mein Verlangen auszudrücken, als dieselbe Stimme, die vorher mir zugesprochen hatte, und die, wie ich jetzt bemerkte, die eines der Postillons war, die man an die Räder gebunden hatte, eilig antwortete: „Ich kann Ihnen nicht helfen, denn ich bin mit den Armen an die

Speichen gebunden; wir müssen warten, bis das Militair kommt. Die Räuber sind fortgesprengt, weil sie es hier nicht länger mehr für sicher hielten.“

Ich lag jetzt mit der Brust unter dem Hinterrade, so daß, wenn sich der Wagen bewegte, er über mich wegging und schnell meinem Leben ein Ende machte. Also neue Angst. „Mein Gott! — sagte ich — wenn die Maulesel anziehen, bin ich gerädert. Kannst Du mich denn nicht fortziehen?“

„Nein, — erwiderte er — ich kann Ihnen nicht helfen. Seyn Sie nur still, so werden die Thiere sich schon auch nicht bewegen.“

Da ich sah, daß hier nur Geduld helfen könne, lag ich still und reglos, aus Furcht, daß die geringste Bewegung des Wagens mich augenblicklich vernichten mußte, während ich unsagliche Angst wegen des brennenden Durstes litt, der mir das Innere versengte. O, dieser lange, mir ewig scheinende Zeitraum, wo Augenblicke wie Jahre vorübergingen und Minuten wie Lebensalter, bis der Hufschlag von Rossen von weitem erscholl und näher und näher kam!

(Die Fortsetzung folgt.)

Trauriges Ergebnis.

„An leicht in die Luft geworfener Spreu — bemerkt irgend ein geistreicher Schriftsteller — sieht man besser, woher der Wind gehe, als an einem schweren Steine; und die Beschaffenheit, Sitten und Denkart der Zeiten lassen sich aus nichts besser lernen als aus Gassenliedern, Pasquillen u. dgl.“

Beherzigt man dieses Urtheil nach Verdienst und wirft man dabei einen Blick auf unsere Literatur, besonders auf die vorzugweise schön genannte, und auf die neueste journalistische, die mit Erhabenheit, Großmuth und Gerechtigkeit prahlt, aber bis zur erbärmlichsten Gemeinheit, Kleinlichkeit und Persönlichkeit herabsinkt, so kann das Ergebnis davon für unsere Zeit wahrlich nur ein sehr schimpfliches, betrauernswürdiges seyn.

Ed. B.

Sinnspruch.

Wie in der Erde tiefste Gründe

Der Bergmann steigt, steig' in Dich selbst hinein!
Fürwahr! es ist die größte Sünde,

In seinem Hause fremd zu seyn!

R. H.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Warum tischte man aber auch nicht die, kalten Schauer erregende, Rafaele homöopathisch zum Erwärmen auf, oder drei Tage eines Spielers, oder die dramatisirte Geschichte des Wolfsbrunnens, (Da die armen, hungrigen Wölfe ohnehin heut' zu Tage als tragisches Schicksal über den Menschen herfallen, sich bald feck auf den Bretern zeigen werden!) oder sonst eine gleichartige pikante Mezelei? Warum gab man so zahme Stücke, als Raphael, von Contessa; die Entführung, von Jünger, und die Royalisten, von Raupach? — Daß im letzteren von Schafot und Hinrichtung die Rede ist, reicht nicht hin, — man will Beides mit den leiblichen Augen sehen, mit Händen greifen. Ohnehin hat unser gnädigster Großherzog einen zum Schwert Verurtheilten den Tag vor der Execution begnadigt. Dafür hätte man dem in solchen Fällen nichts weniger als gnädigen Publikum, das sich schon an dem schwarzen Schreckgerüste und dem Gedanken der Handhabung der Gerechtigkeit erbaute hatte, künstlichen Ersatz bieten sollen, und zwar recht entsetzlichen, poetisch-moralischen Ersatz. — Konnte der verliebte, friedliche Raphael, der dem Fürsten die Geliebte schuldlos raubt, und dafür, statt am Galgen, an ihrem Halse hängen darf, Ersatz geben? Wahrlich nicht! zumal wenn das alles in so süßlich schleppenden Versen geschieht, daß man nicht begreift, wie dem Mädchen der edle, kräftige, großmüthige Fürst, — der von Herrn v. Zahlhas recht verständig (nur blieb der poetische Geist aus!) dargestellt wurde — nicht lieber seyn konnte als der Charakter des weinerlich pinselnden Malers, Cäcilie selbst war von Aussehen und Benehmen das reizendste, malerischste Geschöpf. Wie ist es aber möglich geworden, daß Dem. Gruner den Liebreiz ihres Wesens und ihre, wenn immerhin nicht ergiebige, doch der Natürlichkeit früherhin fähig gewesene Stimme so zur Unnatur gewöhnen, zur Affectation verwickeln und vermanieriren konnte? Warum dieser weinerliche Tonfall? Warum dieses Auflösen in klägliche Sentimentalität? Dieses Drücken und Dehnen der Sylben, dieses gezwungene Auseinanderzerren der Worte, dieses monotone, nichtsagende Zertrennen leidenschaftlicher Stellen? Das war besonders auch bei einer früheren Darstellung der Gabriele der Fall. Wie war, neben allem feinen und anmuthigen Spiel und Erscheinen, bei jener Manier ergreifende Wahrheit möglich? — spiegelhelle Klarheit eines sanften, aber tiefempfindenden Geschöpfes möglich? — jener seelenvolle Ausdruck eines überströmenden Gefühls, jene Innigkeit aus Freude- und dankerschüttertem Gemüth? bei der entscheidenden Stelle: „Das ist der Tag! — das ist das Licht! — das ist das Leben!“ — Dankbar erinnern wir uns noch des tiefen Eindruckes durch Dem. Rosalie Wagner.

Die „Entführung“ weckte wieder die etwas schlafenen Lebensgeister der Anwesenden. Wir sind der Regie, welche hierin nach allein; weckmäßig gen Grundsätzen verfährt und das alte, hemmende Gevinnste der Alles verderbenden Theater-Convention, hinsichtlich einmaligen Rollenbesizes u. s. w., zerreißt, sowohl für diese angenommene Maxime als deren An-

wendung in Besetzung der Rolle Wilhelminens durch Dem. Lauber, großen Dank schuldig. Sie regte und bewegte sich mit einer Art Virtuosität in sicherer Haltung, in Deutlichkeit und edler Aussprache bei größter Schnelligkeit der Rede. Bei ungewöhnlichem Reichthum bestimmt markirter Accente des Verstandes und muthwilliger Laune, ging sie, ohne von dem Faden des Charakters abzuspriegen und in die in solchen Rollen gewöhnliche Theater-Manier fecker, derber, ordinairer Lustigkeit zu verfallen, — auf der schmalen Linie des vornehmeren Anstandes und feinen Benehmens mit großer Sicherheit hin. Etwas zu ernst, zu wenig leicht war der Humor gehalten, ein noch heisterer, frohsinnigerer Schein mußte sich über das Ganze verbreiten. Alle Andern griffen lebendig ein und führten das Ganze rasch aus.

„Die Royalisten“, zum zweitenmal. Im Ganzen eine sehr ausgezeichnete Leistung. Warum aber wird die allgemeine Anerkennung, welche sich in den Logen, bei dem Herausgehen, in den Salons, in den Gesellschaften u. s. w. ausspricht, nicht während der Darstellungen selbst laut? Warum überhaupt bei würdigen Leistungen, neben der hier musterhaften Stille und Aufmerksamkeit, welche freilich oft noch ein unzweideutigerer Lohn ist — zuweilen gar kein Zeichen lebhaften Dankes? wenn doch nur eine Stimme des Beifalles ist, wohin man hört! Vielleicht weil seit einiger Zeit die lauten Zeichen des Beifalles in die Hände Derer gegeben sind, die nur der gemeine Effekt und das Neue reizt? Oder weil es gegen den *bonton* ist? Oder weil übelwollende Parteigängerei den Ton angibt? Oder weil man den Künstler, der Ernstes und Bedeutendes leistet, mit achtungsvoller, tiefer Stille ehren will, da man sich scheut, ihn in derselben Art zu belohnen, wie man so eben Trivialitäten belohnen hörte? — Liege es worin es wolle, — wer ist Schuld an diesem, Künstler und Publikum erkaltenden Zustande als der gebildeteren Theil des letzteren, der durch seinen trägen, kalten Egoismus jene Missstände möglich gemacht hat, oder noch möglich macht, Missstände, die nach und nach verderblich auf das Ganze wirken. Und wie bringt sich eine Versammlung, die Kälte und Undankbarkeit, nach mit Anstrengung aller Kräfte, nach mit ächt künstlerischem Bemühen und Erfolg gegebenen Darstellungen zugibt, um die Ehre des Rufes gebildeter Urtheilfähigkeit, um die Freude anerkennender Aeußerung, wohlwollender, lauter Dankbarkeit, besonders aber um die rückwirkende Dankbarkeit, Anhänglichkeit und stets belebteren Kunsteifer seiner Künstler, — wie bringt sie sich um den höchsten Vortheil und schönsten Genuß den solche begeisternde Wechselwirkung erzeugt.

„Fiesco“, von Schiller. Diese Vorstellung war von Seite des männlichen Personals vorzüglich voll Feuer, Kraft und Leben. Auch Leonore, Dem. Meyer, hatte einige glückliche Stellen, aber der Zufall schien sie herbeizuführen, denn die ganze Anlage des Charakters war verfehlt. Von Feinheit, Schwächen, Empfindsamkeit, Schwärmerei und Melancholie keine Spur, statt dessen die gewöhnliche Theater-Manier der heftig agirenden Theater-Heldinnen à la Johanna von Montfaucon und Klara von Hoheneichen unseligen, seligen Andenkens.

(Der Beschluß folgt.)